

Lese**Z**eichen
Gegen Gewalt und Vergessen

Eine Initiative des Bürgerprojekts
Die **An**Stifter
und des Theaterhauses Stuttgart
im Rahmen der Aktion 10. Mai

In Zusammenarbeit
mit Mitgliedern des VS
Verband Deutscher Schriftsteller,
ver.di, lesenden **An**Stiftern
und anderen Theatern
und Kultureinrichtungen

Frühjahr 2013

Inhalt

Zu den Bücherverbrennungen am 10.Mai 1933 und später

Der Aufruf

Aufruf zum 10. Mai 2013

Wir rufen auf, am 10. Mai 2013 an Barbarei, Rassismus und Intoleranz zu erinnern - und zugleich an all jene, die in unserer Zeit für Menschenrechte und Demokratie überall auf der Welt ihre Stimme erheben, an Schriftsteller und Journalistinnen, an Kulturschaffende, an Akteure der Zivilgesellschaft, die heute unterdrückt und verfolgt werden.

Die Bücherverbrennungen am 10. Mai 1933 auf dem Berliner Opernplatz und anderen zentralen Orten deutscher Städte waren der Auftakt zur Vertreibung und Verfolgung zahlreicher vom NS-Regime verfeindeter Autorinnen und Autoren. Es war ein barbarischer Akt, dessen Auswirkungen wir bis heute spüren.

Wir rufen auf, am 10. Mai 2013 nach 80 Jahren kraftvolle Zeichen zu setzen in Text, Bild und Ton - für eine solidarische und menschliche Welt und stellvertretend für all jene, die am Sprechen gehindert werden.

Stuttgart / Berlin, 2012

Diesen Aufruf unterstützen ua.

Jürgen Walter, MdL, Staatssekretär / Frank Ackermann / Jürgen Alberts / Marta Aparicio, vhs Stuttgart / Manfred Bartsch / Joe Bauer / Alexander Bertsch / Susanna Böhme-Kuby / Stephan Braun / Prof. Dr. Fred Breinersdorfer / Prof. Dr. Micha Brumlik / Gunter Demnig / Die AnStifter / Dirk Munder für die DGB-Region Nordwürttemberg / Iris Dressler + HD Christ Württ. Kunstverein Stuttgart Erhard Eppler / Alfred Geisel, Gegen Vergessen - für Demokratie / Prof. Prof. Peter Grottian / Felix Huby, Autor / Dr. Werner Jung, NS-Dokumentationszentrum Köln / Prof. Peter Kammerer Urbino/IT / Birgit Kipfer, Gegen Vergessen - für Demokratie / Beate Klarsfeld / Ralf Jandl, Autor / Ebbe Kögel, Allmende Stetten / Hans Koschnick / Volker Lösch, Lessingpreisträger 2012 / Prof. Georg Maag / Brigitte Lösch, Vizepräsidentin des Landtags, Stuttgart / Prof. Dr. Andreas Nachama, Stiftung Topografie des Terrors / Prof. Wolf-Dieter Narr / Prof. Roland Ostertag / Boris Palmer / Rainer Pause / Gerhard Raff / Reinhold Robbe, Präsident der Deutsch-Israelischen Gesellschaft /

Gudrun + Werner Schretzmeier / Franz-Hellmut Schürholz, Forum
Deutschland-Israel-Palästina / Walter Sittler / Christiana Uhlig / Klaus
Staeck, Präsident der Akademie der Künste / Leszek Szuster, Direktor
der Internationalen Jugendbegegnungsstätte Auschwitz / Wolfgang
Schorlau / Peter Unfried, taz / Verband deutscher Schriftsteller / Günter
Wallraff / Prof. Jürgen Wertheimer / Dr. Christof Müller-Wirth / Roger
Willemsen / Rainer Wochele / Annemarie Raab, GEW Stuttgart /
Annette Keles / Barbara Moritz, Fraktionsvorsitzende / Boris Hauck /
Bruno Bienzle / Bruno Schollenbruch / Carmen Kotarski / Stephan
Moos / Manfred Schmitz / Gabi Kolwe - Buchtreff Büchergilde /
Stadtarchiv Stuttgart - Dr. Roland Müller / Arbeiterwohlfahrt Stuttgart /
Merlin-Kultur / Theaterhaus Stuttgart / Wortkino Dein Theater / Buch +
Plakat Monika und Robert Tetzlaff / Clara-Zetkin-Haus Sillenbuch /
Waldheim Gaisburg Stuttgart / Daniel Bachmann / Elke Martin / Dr.
Dietrich Schulze / Prof. Michael Weingarten / Stefan Fabi / Dr.
Wolfgang Lieb und Albrecht Müller, Nachdenkseiten / Dr. Annette
Ohme-Reinicke / Eberhard Radczuweit, kontakty/kontakt / Prof.
Christoph Scheilke / Martin Singe, Komitee für Grundrechte / Jochen
Stankowski, Zeichensteller / Martin Stankowski, Stadtbilderklärer /
Andreas Zumach, Genf / Ingrid + Gerhard Zwerenz / Dr. Andreas
Zucker / Barbara Döhl / Peter Grohmann / Harald Hellstern - AG kath.
Verbände / lernort gedenkstätte - Stuttgarter Jugendhaus / Dr. Damian
van Melis, Greven Verlag Köln / Manfred Zach / Dr. Simone
Schwanitz, Ministerialdirektorin / Dr. Birgit Ebbert / Prof. Dr. Ursula
Apitzsch / Wolfgang Apitzsch, Rechtsanwalt /

Aktuelle links

[http://bildungsserver.berlin-
brandenburg.de/buecherverbrennung_33_grundschule
.html](http://bildungsserver.berlin-brandenburg.de/buecherverbrennung_33_grundschule.html)

[http://de.wikipedia.org/wiki/B%C3%BCcherverbrenn
ung_1933_in_Deutschland](http://de.wikipedia.org/wiki/B%C3%BCcherverbrennung_1933_in_Deutschland)

[http://de.wikipedia.org/wiki/Liste_der_verbrannten_B
%C3%BCcher_1933](http://de.wikipedia.org/wiki/Liste_der_verbrannten_B%C3%BCcher_1933)

<http://www.buecherverbrennung33.de/impressum.htm>

7	Die Absichten der Lesereihe
9	Vorbemerkung Zum Ablauf der Lesestunden
10	Kontakte
12	Texte
42	Fragen

Einige Texte: LeseZeichen

Sie unterliegen dem Copyright und sind nur für
den Schulunterricht bestimmt

8 Theo Stemmler - Der Grüne Omnibus

14 Frank Pavloff - Martin Brun. Braune Hunde

21 Rosa Luxemburg - Brief aus dem Gefängnis:
Rosa Luxemburg an Sophie Liebknecht

23 Max Fürst - 22
Hannchens Geschichte

37 Fragen zur Diskussion

40 Die Bücherverbrennungen am 10.Mai 1933 -
Hintergrund-Infos auf www.Aktion10.Mai.de
und diversen Webseiten

Für Herbstlesungen:

Der 9. November:

Ein deutscher Nationalfeiertag? Ein Gedenktag?

Wir sind dankbar für kritische Anregungen

Die Absichten der Lesereihe

Eines Tages erreichte Hodscha Nasreddin, den sie den Mullah nannten und der im Vierzehnten Jahrhundert in Ostanatolien lebte und der ein Weiser war, einer der wenigen, einer jener, die uns auch heute noch fehlen, ein Listiger auf der Seite der kleine Leute und des Rechts, ja fast ein Philosoph, eines Tages also erreichte der Hodscha, auf seinem Esel gemütlich über die Höhen, durch die Täler Ostanatoliens ziehend, den Herrgott oder Allah einen guten Mann sein lassend, ein Dorf fern aller Wege.

Die Menschen dort waren unglücklich, und sie klagten dem Fremden, dass sie vergessen hätten, wann die Nacht zum Tage wird und wann der Tag zur Nacht.

Ihr Hofschrott, sagten sie, behaupte, die Nacht werde zum Tage, wenn man die Mauer um den Hof des Reichsten im Dorf erkenne.

Die Dorfälteste hingegen meinte, die Nacht werde zum Tage oder der Tag zur Nacht, wenn man eine Ziege von einem Esel unterscheiden könne.

Der wandernde Hirte gar (er galt als besonders klug, weil er in aller Welt zu Hause war) sagte, dass die Nacht zum Tage werde, wenn man einen Apfelbaum von einem Feigenbaum unterscheiden könne.

Fremder, so viele Auskünfte, so widersprüchlich.

Sag Du uns, Weitgereister, wann die Nacht zum Tage wird.

Der Hodscha, den sie mitunter auch den Mullah nannten, der Nasreddin, wusste es.

Die Nacht wird zum Tage, wenn Du in das Gesicht Deines Nächsten blickst und siehst: Eine Schwester. Ein Bruder.

Ein Mensch wie Du. Solange Du das freilich nicht erkennst, bleibt es Nacht, bleibt es dunkel.

(nacherzählt in eigenen Worten von Peter Grohmann)

Zum Ablauf der Lesestunden

Vorbemerkung zum Verfahren

Die Koordinatorin der LeseZeichen ist
Siglinde Adam de Rivadeneira
Reutlinger Straße 28
70597 Stuttgart

Sie informiert die Schulen über den Zeitpunkt der Aktion LeseZeichen *Gegen Gewalt und Vergessen*, unabhängig von möglichen Einzelabsprachen..

Die Lesungen finden 2013 im Rahmen der Aktion 10. Mai statt, sonst häufig nach den Herbstferien in den geschichtsträchtigen ersten Novembertagen und während des (Vormittags-)Unterrichts in einer Schulklasse. Am häufigsten liest eine Person allein. Auf Wunsch von Lehrerinnen, Lehrern, Eltern oder Schülerinnen und Schülern sind auch Varianten möglich: Lesung in der Schulaula oder im Schulcafe, Lesungen abends, Besuche spezieller Vorstellungen im Stuttgarter Theaterhaus oder bei anderen an der Aktion LeseZeichen teilnehmenden Bühnen.

Wir stellen den „Erst- Kontakt“ zwischen Lesenden und Lehrerinnen/Lehrern her. Da die Arbeit ehrenamtlich erfolgt, ist eine gewisse Standardisierung für uns unumgänglich: Die Schulen bekommen die Vorlesenden genannt, die Lesenden bekommen die Schulen genannt. Anders funktioniert es nicht, und selbst so lassen sich Pannen nicht vermeiden.

Dennoch erfüllen wir auch gern Sonderwünsche -

etwa Lesungen in französischer, russischer oder türkischer Sprache - durch Mitglieder des Internationalen Theaterhausensembles. Von dieser Regel gibt es eine wichtige Ausnahme: Wir bitten die Schulen, die bei ihnen Lesenden gleich zu die Lesungen im nächsten Jahr anzustiften - wie wir umgekehrt die Vorlesenden ermuntern, die Schulen entsprechend zu motivieren. Dann bekommt die Reihe LeseZeichen eine ganz eigene Qualität und kann in sehr viel mehr Schulen stattfinden.

Wie die Lesestunden ablaufen, hängt vor allem von den Vorlesenden ab: *Sie* gestalten die Stunden. Vorherige Absprachen mit den Lehrerinnen und Lehrern sind sinnvoll. Meistens geben wir ihnen an, wie alt die Schülerinnen und Schülern sind und um welche Schularart es sich handelt. Es gibt Texte, die eher für die oberen Klassen geeignet sind und solche, über die wir auch mit Kindern diskutieren können. Manche der Vorlesenden sind Autoren im VS - *Verband Deutscher Schriftsteller* - sie sollten dies den Schulen selbständig melden und auch aus eigenen geeigneten Texten lesen.

Eine Regel ist auch, weitgehend auf gemeinsame Texte zuzugreifen. Das erleichtert die Vorbereitung und macht eine erste Auswertung möglich. Die Texte werden den Schulen nach Möglichkeit elektronisch zur Verfügung gestellt.

Der Ablauf der Stunden

(eine Schulstunde ist schneller zu Ende als gedacht!)

Kleine Begrüßung und Vorstellung
des Lesenden durch Lehrer/in
Was ist geplant?
Wie viel Zeit steht zur Verfügung?

Der Lesende stellt sich selbst vor (Biografisches, Berufliches), erläutert die Aktion LeseZeichen (sie läuft seit einigen Jahren) und macht sein persönliches Engagement deutlich. Hier sind keine langen Statements gefragt, sondern eher knappe, motivierende Begründungen für alle, die zuhören; Warum man sich einmischen soll - nicht erst, wenn etwas passiert - und warum man sich informieren soll.

Dann wird der Text gelesen und anschließend gemeinsam besprochen.

Ziel der Unterrichtsstunde:
Neue Texte außerhalb des konkreten Stoffplans kennen lernen:
Infos zu Verfolgung / Vergessen / Zeitgeschehen

In der Gesprächsrunde:
Fähigkeit zu stärken, unterschiedliche Meinungen auszudrücken und anzuhören,
kontrovers zu diskutieren,
Aussagen zu überprüfen (Recherche, Quellen)

und Möglichkeiten gesellschaftlichen Engagements auszuloten.

Die Klassen / Lehrkräfte sollen auf themennahe Veranstaltungen - auch die Möglichkeit von Sonderveranstaltungen z.B. an Schulen - hingewiesen werden.

Die Lesenden sollen ihre Anschrift in der Schule lassen, um im nächsten Jahr im Rahmen der Reihe *LeseZeichen Gegen Gewalt und Vergessen* wieder zu lesen.

Kontakte

Wer liest?

Mitglieder des Internationalen Theaterhaus-Ensembles und Mitglieder des Verbands Deutscher Schriftsteller / ver.di SchauspielerInnen von Staats- und Stadttheatern, freien Bühnen und Gruppen, Mitglieder von amnesty international und dem Bürgerprojekt *AnStifter*

Infos zum Theaterhaus Stuttgart

erhalten Sie über www.Theaterhaus.com

Über den Kontakt zum Theaterhaus können Sie auch Schulvorstellungen buchen. Das Theaterhaus hat ein umfangreiches Programm zu gesellschaftlichen Themen. Neben Schauspiel finden Sie eine Fülle anderer interessanter Veranstaltungen. Übrigens:

Das Theaterhaus geht auch auf Gastspielreisen. Fragen Sie doch einfach mal.

im Künstlerischen Betriebsbüro 0711 - 40 20 712

Für Rückfragen in der süddeutschen Region:

Die AnStifter

Siglinde Adam de Rivadeneira

Reutlinger Straße 28

70597 Stuttgart
sesabad@t-online.de
und im Büro der AnStifter: Fritz Mielert / Peter Grohmann
Werastraße 10
D 70182 Stuttgart T 07 11 - 24 869 620
kontakt@die-anstifter.de
Für Rückfragen auf Landesebene:
ver.di und/oder Verband Deutscher Schriftsteller
fb8.bawue@verdi.de
Telefon 07 11 / 88 7 88 7 (Zentrale)

Bundesebene:
ver.di Verband Deutscher Schriftsteller
Potsdamer Platz 10
10785 Berlin

Die Aktion LeseZeichen
wird ehrenamtlich koordiniert

Die Texte: LeseZeichen

Theo Stemmler Der grüne Omnibus

Die Tage wurden kürzer, und obwohl die Mittagstemperaturen in jenem warmen September 1944 manchmal noch 25 Grad erreichten, gingen die Leute aus Waldau nicht mehr zum Dorfweiher, um dort zu baden.

Die Erwachsenen brachten die Ernte ein, die Kinder gingen vormittags zur Schule und waren nachmittags mit Hausaufgaben beschäftigt - oder mit dem Einkaufen von Dingen, die ihnen ihre Mütter auf Zetteln notiert hatten.

Karl nahm sich für den Heimweg vom Fleischer viel Zeit. Er genoss die Freiheit vor dem erneuten Beginn der häuslichen Verwahrung. Trotzig ließ er das Einkaufsnetz, in dem ein Pfund Schweineleber schwappte, über die staubige Straße schleifen, verscheuchte einige Hühner, die ihm in die Quere kamen, und trat mit seinen genagelten Schuhen nach jedem erreichbaren Stein, dass die Funken sprühten.

Gelegentlich blieb er stehen und wartete eine Weile, bis sich genügend Speichel in seinem Mund gesammelt hatte. Dann nahm er breitbeinig Aufstellung und ließ den schaumigen Riesentropfen

in den Staub fallen. Der beim Aufschlag entstehende Knall bestätigte ihm zu seiner Freude immer wieder das Verbotswidrige seines Tuns. Spucken gehört sich nicht, und nimm gefälligst die Hand aus der Hosentasche.

Sein Hunger auf Süßigkeiten und das Bestreben, die Heimkehr hinauszuzögern, trieben Karl in den Kolonialwarenladen des Dorfes. Bevor er die Straße überqueren konnte, musste er einen Omnibus vorbeifahren lassen, der mit hoher Geschwindigkeit durch Waldau donnerte und das ganze Dorf in eine gelbbraune Staubwolke hüllte.

Im Laden standen vier Frauen um Lebensmittel an. Karl wartete, bis er an der Reihe war, legte sein Zehnpfennigstück auf die Theke und sagte:

»Eine Waffel, bitte.«

»Jawohl, junger Mann«, sagte die Verkäuferin, »eine Waffel für Sie«, holte eine mit brauner Masse gefüllte Waffel aus der Schachtel hinter ihr und reichte sie ihm. Karl nahm die Waffel wortlos entgegen und verließ ohne Gruß den Laden.

Er war beleidigt. Warum reden uns die Erwachsenen nicht so an, wie es sich gehört - oder sparen sich überhaupt die Anrede? Die Alte kannte ihn und hätte ihn mit seinem Vornamen anreden können. Er nahm sich vor, sie beim nächsten Einkauf »junge Frau« zu nennen - strotz der Gefahr, von ihr geohrfeigt zu werden.

Draußen biss er gierig in die Waffel, die ihm besonders gut schmeckte, weil seine Mutter immer behauptete, die mit klebriger Zuckermasse gefüllten Waffeln schadeten den Zähnen. Karl behielt sich vor, selbst über den Zerfall seiner Zähne zu entscheiden.

Als er sich dem Haus näherte, in dem er, seine Mutter und seine Großmutter wohnten, sah er davor einen Omnibus stehen. Dieser war von einer Menschenmenge umringt, die sich hauptsächlich aus älteren Dorfbewohnern und Kindern zusammensetzte.

Eine Reifenpanne hatte den Omnibus mitten im Dorf zum Halten gezwungen und in eine leichte Schräglage nach links gebracht. Er war dunkelgrün gestrichen, und niemand konnte hinein- oder heraussehen, da man seine Fenster mit milchiger Farbe zugespinnelt hatte.

Dass nur fünf Fahrgäste ausgestiegen waren, kam Karl seltsam vor. Wahrscheinlich saßen noch einige im Innern des Wagens, der Platz für vierzig oder fünfzig Personen bot.

Die fünf hatten kahl geschorene Köpfe, waren klapperdürr und trugen alle die gleiche breit gestreifte Kleidung. Karl drängte sich durch die Menge und sah, dass die fünf Männer versuchten, das linke Hinterrad abzumontieren, um es gegen das Reserverad auszutauschen.

Sie wurden von drei Schwarzuniformierten, die mit Maschinenpistolen bewaffnet waren, zur Eile angetrieben. Das Brüllen der Wächter nützte nicht viel. Die Radmuttern waren festgerostet und konnten von den ohnehin kraftlosen Häftlingen nur mit großer Mühe gelöst werden.

Dies nahm Zeit in Anspruch, die den Schwarzen kostbarer schien als den von ihnen Bewachten. Karl hatte den Eindruck, dass die Häftlinge die Arbeit absichtlich langsam ausführten, um ihre Heimkehr

hinauszuzögern. Diese Absicht blieb den Wächtern nicht verborgen und ihr Schreien wurde drohender.

Die Leute, die dies alles beobachteten, gafften nicht mit jener schlichten Neugier, die sich Sensationelles erhofft und charakteristisch ist für herbeieilende Zuschauer nach einem Unglücksfall.

Die Waldauer schauten vielmehr mit Entsetzen auf die Jammergestalten, die im Staub vor ihren Bewachern krochen und ungelenk mit Schraubenschlüsseln und Hammer hantierten.

Die Männer und Frauen und Kinder waren entsetzt, weil sie solche kaum schattenwerfenden Menschen noch nie zu Gesicht bekommen hatten. Die Insassen des Großwaldauer Gefängnisses, die öfter bei der Ernte aushelfen mussten, sahen anders aus und waren im allgemeinen wohlgenährt. Und auch die polnischen Feldarbeiter auf den Bauernhöfen hatten, obwohl sie ja eigentlich ebenfalls Gefangene waren, äußerlich keinerlei Ähnlichkeit mit diesen Elenden auf der Dorfstraße von Waldau.

Die Menge blieb stumm, solange der Omnibus vor ihr stand. Die Menschen schwiegen, weil ihnen der Anblick dieser Kreaturen die Sprache raubte und weil sie sich vor den Bewaffneten fürchteten, deren Befehle durch die Luft knallten. Die Szene, deren Zeugen sie zufällig geworden waren, lähmte sie, und die bedrohliche Nähe dreier Maschinenpistolen nagelte sie dort fest, wo sie standen - in einer Bewegungslosigkeit, der manche einmal in Alpträumen zum Opfer gefallen waren.

Nur zweimal wurde die Starre gelöst. Zunächst war es Karls Großmutter, die sich durch den Ring der Zuschauer zu den fünf drängte. Einem von ihnen gab sie ein Brot, das sie rasch aus ihrem Haus geholt hatte - einen dunkel glänzenden, langen, duftenden

Brotlaib. Die Mutige war siebzig und hatte nichts mehr zu verlieren.

Der Beschenkte ergriff das Brot, dankte stumm, indem er seinen Kopf beugte, und umklammerte das Brot mit beiden Händen, bis einer der Bewacher mit drohend leiser Stimme befahl: »Zurückgeben - aber dalli!«

Er brachte seine Maschinenpistole in Anschlag und nicht nur die fünf vergaßen einen Augenblick das Atmen.

Der Häftling gehorchte sofort und legte das Brot dem vor ihm stehenden Karl auf dessen verschränkte Arme.

»Woher kommen Sie?« fragte Karl den Häftling.

Der starrte ihn an und antwortete nicht.

Und nun kam ein zweites Mal Bewegung in die Menge. Bevor Karl nochmals fragen und größeres Unheil anrichten konnte, zog ihn seine Mutter, die er vorher nicht unter den Umstehenden bemerkt hatte, nach hinten und zerrte den heftig Widerstand Leistenden ins Haus.

Karl war wütend. Er sah sich um die Antwort auf seine Frage gebracht. Die wurde ihm von seiner Mutter gegeben, nachdem sie in ihrer Wohnung angekommen waren. Doch der Name »Groß-Rosen«, den sie nannte, war ihm kein Begriff.

»Das ist ein KZ«, sagte sie, »ganz in der Nähe.«

»Was ist ein KZ?« fragte Karl.

»In einem KZ sehen die Häftlinge so aus wie die unten aus dem Omnibus«, erklärte seine Mutter.

»Wann kommt man in ein KZ?«

»Wenn man Witze über Adolf Hitler oder den dicken Hermann Göring erzählt oder sagt, wir könnten den Krieg nicht gewinnen. Die Juden kommen auf jeden Fall ins KZ, auch wenn sie gar nichts sagen.«

»Was sind Juden?«, fragte er.

»Juden tragen einen gelben Stern auf der Brust und heißen Levi, Kohn oder Salomon.«

*

Theo Stemmler

Autor, geb. 1936, lebt in Mannheim

Der Text „Der grüne Omnibus“ wurde dem Band „Menschen sind Menschen - überall“ entnommen (cb-Taschenbuch)

PEN-Autoren schreiben gegen Gewalt (Sept. 2002)

Franck Pavloff

Brauner Morgen

Wir streckten die Beine in die Sonne und sprachen nicht wirklich miteinander, Charlie und ich, wir tauschten Gedanken aus, die uns im Kopf herumschwirrten, ohne richtig darauf Acht zu geben, was der andere gerade erzählte.

Wir genossen diese Augenblicke, in denen die Zeit beim Schlürfen eines Kaffees vorüberging. Als er mir sagte, dass er seinen Hund hatte einschläfern lassen, überraschte mich das, mehr aber auch nicht. Es ist immer traurig, wenn ein Köter mit dem Älterwerden Schwierigkeiten hat, aber wenn er erst mal mehr als 15 Jahre auf dem Buckel hat, muss man sich mit dem Gedanken vertraut machen, dass er früher oder später sterben wird.

- Du verstehst, ich konnte ihn doch nicht für einen braunen ausgeben!

- Nun ja, ein Labrador hat ja auch kein braunes Fell. Welche Krankheit hatte er denn?

- Darum geht es ja nicht. Es war kein brauner Hund, das ist alles.

- Mist, ist das jetzt das Gleiche wie bei den Katzen?

- Ja, genau gleich.

Was Katzen anbetraf, war ich auf dem Laufenden. Im vorhergehenden

Monat hatte ich mich von meiner trennen müssen, einer Straßenkatze, die die schlechte Idee gehabt hatte, mit weißem, schwarz geflecktem Fell auf die Welt zu kommen.

Es ist ja wahr, dass die Übervölkerung der Katzen unerträglich wurde und dass es nach Meinung der Wissenschaftler des "Etat National"¹ besser war, die braunen zu behalten. Nur die braunen. Alle Auswahltests haben bewiesen, dass die sich besser an unser städtisches Leben anpassten, dass sie kleinere Würfe hatten und dass sie weniger fraßen. Meine Güte, eine Katze ist eine Katze und das Problem musste auf die eine oder andere Weise gelöst werden und hier ging es um das Problem des Gesetzes, das die Ausmerzungen der Katzen legalisierte, die nicht braun waren. Die städtische Bürgerwehr verteilte kostenlos Arsenkügelchen. Ins Fressen gemischt, beförderten sie die Miezchen prompt ins Jenseits. Mein Herz hatte sich verkrampft, aber dann vergisst man schnell.

Bei den Hunden hatte mich das etwas mehr überrascht, ich weiß auch nicht genau warum, vielleicht weil die größer sind, oder weil sie die Begleiter des Menschen sind, wie man so sagt. Auf alle Fälle, Charlie hatte genau so selbstverständlich darüber gesprochen, wie ich von meiner Katze, und er hatte zweifelsohne recht. Zuviel Empfindlichkeit führt zu nichts, und bei den Hunden ist es sicher richtig, dass die braunen die widerstandsfähigeren sind.

Wir hatten einander nicht mehr viel zu sagen und waren dennoch mit einem seltsamen Gefühl auseinander gegangen, wie wenn wir uns nicht alles gesagt hätten. Es war uns ziemlich ungemütlich.

Einige Zeit später, war ich es, der Charlie erzählt hatte, dass der "Quotidien", die Tageszeitung der Stadt, nicht mehr erscheinen würde.

Er war außer sich: das war die Zeitung, die er jeden Morgen aufschlug wenn er seinen Milchkaffee trank!

¹ Im Gegensatz zur gebräuchlichen Bezeichnung „Etat“, im Deutschen „Staat“, steht hier die ideologisch geprägte, von Jean-Marie Le Pen, dem Führer der rechtsextremen Partei „Front National“ verwendete Bezeichnung „Etat National“, also „Nationalstaat“

- Ist sie pleite? Streik, Bankrott?
- Nein, nein, das ist wegen der Hundeaffäre.
- Der braunen?
- Ja, immer noch.

Kein Tag war vergangen, ohne dass diese Zeitung die nationale Maßnahme attackiert hatte. Sie war sogar so weit gegangen, die Resultate der Wissenschaftler in Frage zu stellen. Die Leser wussten nicht mehr, was sie denken sollten, manche versteckten sogar ihr Hundevieh!

- Zu sehr mit dem Feuer gespielt....
- Du sagst es, deswegen ist die Zeitung dann endlich verboten worden.
- Mist, und was ist mit dem „tiercé“, unserer Pferdewette?²
- Tja mein Lieber, da musst du eben deine Tipps aus der "Nouvelles Brunes"³ beziehen, es gibt nur noch die. Es sieht so aus, dass die bei den Rennen und im Sport auf dem Laufenden ist.

Ein Infoblatt musste es ja in der Stadt geben, man konnte ja auf die Nachrichten nicht verzichten, die anderen hatten eben die Grenze überschritten.

An diesem Tag hatte ich mal wieder mit Charlie Kaffee getrunken, aber es quälte mich, ein Leser der "Nouvelles Brunes" werden zu müssen. Trotz allem, die Kunden des Bistros lebten ihr Leben wie vorher: Ich hatte sicher unrecht damit mich zu beunruhigen.

Danach passierte die Geschichte mit den Büchern aus der Bibliothek, noch mal eine unklare Sache.

Die Verlagshäuser, die zur gleichen Finanzgruppe wie der städtische "Quotidien" gehörten, waren gerichtlich belangt

² Die französische Pferderennwette „tiercé“ entspricht in ihrem Bekanntheitsgrad dem deutschen „Toto-Lotto“

³ „Die Neuen Braunen“

worden, ihre Bücher waren verboten und aus den Regalen der Bibliothek entfernt worden. Es ist ja klar, dass man, wenn man das las, was diese Verlagshäuser weiterhin publizierten, das Wort Hund oder Katze wenigstens einmal pro Band und ganz sicherlich ohne den Zusatz *braun* entdeckte. Sie mussten das ja auch ganz sicher selber wissen.

- Man muss sich ja nicht reinsteigern, sagte Charlie, du verstehst schon, die Nation gewinnt ja nichts, wenn sie akzeptiert, dass das Gesetz nicht eingehalten wird und Katz und Maus mit ihr gespielt wird. Braun, hatte er hinzugefügt und sich umgeschaut, braune Maus, nur für den Fall, dass man unserer Unterhaltung zugehört hätte.

Aus Vorsichtsgründen hatten wir es uns zur Gewohnheit gemacht, *braun* oder *braune* am Satz- oder am Wortende hinzufügen. Am Anfang, hatte es uns komisch berührt, wenn wir einen braunen Pastis bestellt hatten, aber eigentlich ist ja die Sprache dazu da, dass sie sich weiterentwickelt und es war nicht seltsamer, sich ins Braune zu begeben, als bei jeder Gelegenheit verdammter Arsch zu sagen, wie man das bei uns so macht. Wir waren so wenigstens gut angesehen und man ließ uns in Ruhe.

Wir hatten sogar endlich einmal bei der Pferdewette gewonnen. Oh, kein großer Gewinn, aber immerhin war das unser erster brauner „tiercé“ gewesen. Das hatte uns geholfen, den Ärger über die neuen Bestimmungen zu schlucken.

Eines Tages, ich erinnere mich gut, hatte ich mit Charlie ausgemacht, vorbeizukommen, um das Pokalendspiel anzusehen und da hatten wir dann wie die Blöden gelacht. War er doch mit einem neuen Hund aufgetaucht!

Einem wunderschönen, braun von der Schnauze bis zum Schwanz, mit kastanienbraunen Augen.

- Siehst du, eigentlich ist er viel zutraulicher als der andere, und er folgt mir auf's Wort, auf jeden Blick und jede Geste. Da hätte ich ja kein Drama um den schwarzen Labrador machen müssen.

Kaum hatte er diesen Satz gesagt, als sein Hund sich in Blitzesschnelle unter das Sofa gequetscht hatte und wie verrückt kläffte. Und alles war ihm egal, er folgte niemandem. Niemandem, auch nicht seinem Herrn! Da

konnte der so laut schreien, wie sein Hund gerade bellte und das alles, obwohl er braun war.

Und dann hatte Charlie plötzlich begriffen.

- Nein, du auch?

- Tja sicher, wie du siehst.

Und in diesem Augenblick kam meine neue Katze wie ein Pfeil angeschossen, kletterte am Vorhang hoch und rettete sich auf den Schrank. Ein Kater mit braunen Augen und braunem Fell. Wie wir gelacht haben. Was für ein Zusammentreffen!

- Du verstehst, hatte ich ihm gesagt, ich habe immer Katzen gehabt, nun ja ist der nicht schön?

- Wunderhübsch, hatte er mir geantwortet.

Und dann haben wir den Fernseher angemacht, während sich unsere beiden braunen Tiere aus den Augenwinkeln heraus belauerten.

Ich weiß nicht mehr, wer gewonnen hat, aber ich weiß, dass wir es saugut zusammen hatten und dass wir uns in Sicherheit wähten. Als ob die Tatsache, dass wir uns so verhielten, wie es der richtigen Linie in der Hauptstadt entsprach, uns beruhigt und uns das Leben einfacher gemacht hätte. Die braune Sicherheit, das konnte doch auch Gutes bedeuten. Sicher, ich dachte auch an den kleinen Jungen, den ich auf dem gegenüberliegenden Gehweg getroffen hatte und der um seinen weißen Pudel weinte, der tot zu seinen Füßen lag. Aber sei's drum, er hörte dann doch auf das, was man ihm sagte, Hunde waren ja nicht verboten, er brauchte sich nur einen braunen zu holen. Es gab sogar kleine Tiere. Und wie wir würde er sich an die Regeln halten, sich gut dabei fühlen und schnell den alten vergessen.

Und dann gestern, unglaublich. Ich hatte meinen Frieden gemacht und war doch fast von der städtischen Bürgerwehr in die Falle gelockt worden. Von diesen braun gekleideten Milizen, die dir bestimmt nichts schenken. Sie haben mich

nicht erkannt, weil sie im Viertel neu sind und noch nicht alle Leute kennen.

Ich war auf dem Weg zu Charlie. Sonntags spielen wir bei Charlie Karten. Ich hatte ein Pack Bier in der Hand, das war alles. Wir wollten einfach Karten spielen, zwei, drei Stunden lang und dabei Knabberzeug mampfen. Als ich bei ihm ankam, die totale Überraschung: die Tür seiner Wohnung war in Stücke zerschlagen und zwei Milizen, die auf dem Treppenabsatz Wache hielten, winkten die Neugierigen vorbei. Ich tat so, als ob ich in die nächsten Stockwerke hoch wollte und bin mit dem Aufzug wieder hinuntergefahren. Unten sprachen die Leute halblaut miteinander.

- Sein Hund war doch wirklich ein brauner, wir haben ihn doch gesehen!

- Sicher, aber nach dem, was sie sagen, handelt es sich darum, dass er früher einen schwarzen hatte und keinen braunen. Einen schwarzen.

- *Früher* ?

- Ja, früher. Das Vergehen besteht nun darin, dass man einen gehabt hat, der nicht braun war. Und das ist nicht schwer in Erfahrung zu bringen, es reicht, den Nachbarn zu fragen.

Ich ging schneller. Mein Hemd war schweißnass. Wenn es als Vergehen reichte, *früher* einen gehabt zu haben, war ich reif für die Bürgerwehr. Alle Leute in meinem Wohnhaus wussten, dass ich früher eine schwarzweiße Katze besessen hatte. *Früher*! Das hätte ich doch niemals für möglich gehalten!

Heute morgen hat das braune Radio die Neuigkeit bestätigt.

Charlie ist ganz sicher bei den 500 verhafteten Personen. Sie haben gesagt, selbst wenn man vor kurzem ein braunes Tier gekauft hätte, hätte man deswegen nicht die Meinung geändert.

"Der Besitz eines nicht konformen Hundes oder einer nicht konformen Katze, in welchem Zeitraum auch immer, ist ein

Vergehen". Der Radiosprecher hat sogar noch hinzugefügt, dass dies eine "Beleidigung der Nationalen Ehre" sei.

Und ich habe mir auch das Folgende gut gemerkt. Selbst wenn man persönlich keinen nicht konformen Hund und keine nicht konforme Katze besessen hat, aber jemand der eigenen Familie, der Vater, der Bruder, eine Cousine zum Beispiel, und sei das auch nur einmal während ihres Leben gewesen, dann riskiere man selbst damit schwerwiegende Unannehmlichkeiten.

Ich weiß nicht, wo sie Charlie hingebracht haben. Also damit übertreiben sie. Das ist Wahnsinn. Und was ist mit mir, der sich mit seiner braunen Katze eine Zeitlang in Sicherheit wiegte.

Sicherlich suchen sie noch immer *früher*, sie sind immer noch dabei, die Katzen- und Hundebesitzer zu verhaften.

Ich habe diese Nacht nicht geschlafen. Ich hätte den Braunen von dem Augenblick an misstrauen müssen, als sie das erste Tiergesetz erlassen haben. Sei es wie es wolle, meine Katze gehörte mir, genauso wie Charlies Hund ihm gehörte, wir hätten nein sagen müssen. Mehr Widerstand leisten, aber wie? Das geht so schnell, man arbeitet, man hat die alltäglichen Sorgen. Auch die anderen lassen fünf gerade sein, um ein wenig ihre Ruhe zu haben, oder?

Es klopft an der Tür. So früh am Morgen, das passiert sonst nicht.

Ich habe Angst.

Der Tag ist noch nicht angebrochen, es ist ganz braun draußen.

Aber hört doch auf, so laut zu klopfen. Ich komm' ja schon .
Ich komm' schon.

*

Dieser Text stammt von Frank Pavloff, einem aus Polen stammenden Journalisten, der in Frankreich lebt.

Nahezu die gesamte französische Presse veröffentlichte den Text. Er wurde außerdem als Broschüre vielen Printmedien beigelegt und in sämtlichen Schulen des Landes gelesen und

diskutiert. Die kritische französische Öffentlichkeit protestierte mit dieser Aktion gegen zunehmende Fremdenfeindlichkeit, gegen Rassismus und Antisemitismus.

Autor: Franck Pavloff, Matin brun, Cheyne Éditeur, Le Chambon-sur-Lignon 1998, Ausgabe 2002. Übersetzung aus dem Französischen Mascha Riepl-Schmidt

Brief aus dem Gefängnis Rosa Luxemburg an Sophie Liebknecht

Ach Sonitschka, ich habe hier einen scharfen Schmerz erlebt. Auf den Hof, wo ich spaziere, kommen oft Wagen vom Militär, vollbepackt mit Säcken oder alten Soldatenröcken und Hemden, oft mit Blutflecken..., die werden hier abgeladen, in die Zellen verteilt, geflickt, dann wieder aufgeladen und ans Militär abgeliefert.

Neulich kam so ein Wagen, bespannt statt mit Pferden mit Büffeln. Ich sah die Tiere zum ersten Mal in der Nähe. Sie sind kräftiger und breiter gebaut als unsere Rinder, mit flachen Köpfen und flach abgebogenen Hörnern, die Schädel also unseren Schafen ähnlicher, ganz schwarz, mit großen sanften schwarzen Augen. Sie stammen aus Rumänien, sind Kriegstrophäen ...

Die Soldaten, die den Wagen führen, erzählen, dass es sehr mühsam war, diese wilden Tiere zu fangen, und noch schwerer, sie, die an die Freiheit gewöhnt waren, zum Lastziehen zu benutzen. Sie wurden furchtbar geprügelt, bis sie begreifen lernten, dass sie den Krieg verloren hatten und dass für sie das Wort gilt "vae victis" (wehe den Besiegten) ... An hundert Stück der Tiere sollen in Breslau allein sein; dazu bekommen sie, die an üppige rumänische Weiden gewohnt waren, elendes und karges Futter. Sie werden

schonungslos ausgenutzt, um alle möglichen Lastwagen zu schleppen, und gehen dabei rasch zugrunde.
Vor einigen Tagen kam also ein Wagen mit Säcken hereingefahren.

Die Last war so hoch aufgetürmt, dass die Büffel nicht über die Schwelle bei der Toreinfahrt konnten. Der begleitende Soldat, ein brutaler Kerl, fing an, derart auf die Tiere mit dem dicken Ende des Peitschenstiels loszuschlagen, dass die Aufseherin ihn empört zur Rede stellte, ob er denn kein Mitleid mit den Tieren hätte. "Mit uns Menschen hat auch niemand Mitleid", antwortete er mit bösem Lächeln und hieb noch kräftiger ein ... Die Tiere zogen schließlich an und kamen über den Berg, aber eines blutete ... Sonitschka. die Büffelhaut ist sprichwörtlich an Dicke und Zähigkeit, und die war zerrissen.

Die Tiere standen dann beim Abladen ganz still, erschöpft, und eins, das, welches blutete, schaute dabei vor sich hin mit einem Ausdruck in dem schwarzen Gesicht und den sanften schwarzen Augen wie ein verweintes Kind. Es war direkt der Ausdruck eines Kindes, das hart bestraft worden ist und nicht weiß wofür, weshalb, nicht weiß, wie es der Qual und der rohen Gewalt entgehen soll ...

Ich stand davor, und das Tier blickte mich an, mir rannen die Tränen herunter - es waren *seine* Tränen, man kann um den liebsten Bruder nicht schmerzlicher zucken, als ich in meiner Ohnmacht um dieses stumme Leid zuckte. Wie weit, wie unerreichbar, verloren die schönen freien saftiggrünen Weiden Rumäniens! Wie anders schien dort die Sonne, blies der Wind, wie anders waren die schönen Laute der Vögel, die man dort hörte, oder das melodische Rufen des Hirten. Und hier - diese fremde schaurige Stadt, der dumpfe Stall, das Ekel erregende muffige Heu, mit faulem Stroh gemischt, die fremden, furchtbaren Menschen und - die Schläge, das Blut, das aus der frischen Wunde rinnt ... Oh, mein armer Büffel, mein armer, geliebter Bruder, wir stehen hier beide ohnmächtig und stumm und sind nur eins in Schmerz, in Ohnmacht, in Sehnsucht.

Derweil tummelten sich die Gefangenen geschäftig um den Wagen, luden die schweren Säcke ab und schleppten sie ins

Haus; der Soldat aber steckte beide Hände in die Hosentaschen, spazierte mit großen Schritten über den Hof, lächelte und pfiff leise einen Gassenhauer. Und der ganze herrliche Krieg zog an mir vorbei...

Auszug des Briefes aus dem Breslauer Gefängnis vom 24. Dezember 1917

Max Fürst

Hannchens Geschichte

Weihnachten 1945 saßen wir in Haifa mit unseren Freunden zusammen; die kleine Dachwohnung platzte fast aus ihren Nähten. Unsere Freundin Ingela vom Schwedischen Rundfunk, ein Franzose, beide arbeiteten in einem Team der amerikanischen Quäker, unsere jungen Haifaer Freunde Lutz und Carl, andere junge Leute und unsere Kinder.

Wir waren tief deprimiert, die furchtbaren Nachrichten über die deutschen Konzentrationslager waren Gewißheit geworden, wir konnten kaum uns über den beendeten Krieg freuen.

Eigentlich hätten wir vergnügt sein sollen, die Quäkerfreunde hatten amerikanische Büchsen mitgebracht, um unsere mageren Mahlzeiten zu verbessern, und es gab Wein und Schnaps. Ich hatte alte Lieder gesungen, um uns aus der bedrückten Stimmung herauszuholen, aber es gelang nicht. "Die Deutschen" - es war ein Schimpfwort geworden, und ich wollte nicht, daß die Kinder in Hass aufwuchsen, sie sollten nicht unsere Freunde verleugnen, die wir bei unserer Flucht aus Deutschland zurücklassen mußten.

So erzählte ich die Hanschen-Geschichte.

Zwei Nachrichten waren aus Deutschland zu uns gekommen; ein Brief von Hanschen: "Kommt gleich zurück, wir brauchen Euch hier dringender als je" und, fast gleichzeitig, die Nachricht von ihrem Tod. Zwei betrunkene russische Soldaten plünderten in der Siedlung, in der sie wohnte. Sie trat ihnen entgegen, und der betrunkene Soldat erschlug sie mit seinem Gewehr. Es wurde damals nicht viel Aufhebens

mit Menschen gemacht. Ich habe seither die Geschichte oft erzählt, allmählich ist mehr dazu gekommen, aus meinem Gedächtnis und aus den Berichten ihrer Kinder.

Hanschen, sie hätte eine der Frauenfiguren aus den Böllschen Romanen sein können. Hätte ich sie nicht gekannt, würde ich vielleicht sagen, "so etwas gibt es doch nicht". Wie schildere ich sie? In ihren abgetragenen Kleidern und Schuhen mit den verarbeiteten Händen eine unter vielen Arbeiterfrauen, mit magerem Körper, immer zu viel arbeitend, schlecht ernährt. Mit ganz hellen Augen, blondem Haar, über den vorstehenden slawischen Backenknochen verlief das Gesicht fast spitz zum Kinn. Stand man ihr gegenüber, sah man das alles nicht, weil ihre Augen das Gesicht beherrschten, Energie und Hinwendung, für die es kaum ein Hindernis gab, vermittelten. Als ich sie besser kannte, sah ich sie oft mit verträumten Kinderaugen und leicht geröteten Wangen, dann waren ihre Bewegungen gerundet und ihr Schritt wurde leicht. Von ihrer Vergangenheit wußte ich noch wenig, nur so viel, daß sie ihre Lichterfelder Wohnung in Berlin aufgegeben hatte, als sie in eine Kommune in die Mulakstraße zog. Die Mulakstraße war damals eine der berüchtigtsten Straßen Berlins, noch zum jüdischen Ghetto gehörig, aber auch bewohnt von Arbeitern, kleinen Händlern mit zweifelhaften Geschäften, Verbrechern und Dieben; so sagte man. Uns ist nie etwas gestohlen worden und überfallen wurden wir auch nicht. Was man sah, waren die Huren auf der Straße, es waren aber gutmütige, arme Personen, die froh waren, wenn man sie in Ruhe ließ.

Hannchen wohnte im schlimmsten Haus der "Mulakei", im Volksmund der "Ochsenkopf" genannt. Zur Zeit des Alten Fritzen, so sagte man mir, sei es eine alte Kaserne gewesen, später Arbeitshaus, wohin man "arbeitsscheues Gesindel" steckte; zu meinen Zeiten waren die Wohnungen an arme Leute vermietet. Immerhin hatte Hannchen eine Wasserleitung in der Küche und elektrisches Licht, Toiletten gab es für das Haus und die drei Hinterhäuser auf dem Hof zu allgemeiner Benutzung. Hannchen ließ nie die Kinder dorthin gehen, trug allen Unrat selbst hinunter.

Wir sagten leise spottend, Hannchen hätte einen Reinlichkeitskomplex. Zu oft fand man sie waschend und schrubbend. Es war aber auch nötig; die ganze Gegend war verwanzt und der Ochsenkopf besonders mit seinen abblätternden Wänden und Decken. Ein wenig besser wurde es erst, als ich die Wände mit Ölfarbe strich und die Ritzen der Dielen ausspachtelte. Sauberkeit war für Hannchen ein Bedürfnis. Als ich Weihnachten mit Geschenken für die Kinder zu ihr kam, war sie gerade in einer Generalreinigung begriffen, die Schränke waren abgerückt, denn "der Dreck, den man nicht sieht, ist der schlimmste." Erst dann konnte gefeiert werden.

Eigentlich beginnt die Geschichte mit Dr. Goldberg. Er war der Abstammung nach jüdisch, machte aber nicht viel Gebrauch davon; wenn er einen Gott hatte, so hieß er Nietzsche oder Zarathustra

Hannchens nun tut es mir leid, daß ich nicht wie Scheherezade 5000 Seiten zur Verfügung habe, sondern ein knappes Zehntel, und dem Alter nach auch nicht mehr die Zeit, so viele Seiten zu schreiben.

Hannchen, wir sagten es schon damals, war ein Lehrstück unserer Zeit. In den Märchen der Scheherezade lebt ein Mensch hin als armer Schuster, als reicher Kaufmann oder als Königssohn. Alles geht seinen geordneten Gang, den die Gesellschaft vorgeschrieben hat. Dann plötzlich greift ein Dämon ein, ein Geisterkönig, ein guter oder ein böser. In jedem Falle beginnt das Leben aus den vorgedachten Bahnen zu gleiten; im Märchen muß es wenigsten bei den Hauptfiguren glücklich enden, nach viel Wirrnissen mündet es dann wieder in die gesellschaftliche Bahn ein. Und sie lebten glücklich, bis der Tod ...

Hannchen war in Wanzleben bei Magdeburg geboren, Tochter eines Kesselschmieds, der ein Säufer war. Das brauchte man in jener Zeit eigentlich kaum zu sagen, ein Mann mit einer derart schweren Arbeit in glühender Hitze war fast immer ein Trinker, und Frau und Kinder nahmen es hin, auch, daß er sie schlug, wenn er besoffen von der Arbeit kam.

Es war die gute alte Zeit, und an wem sollte er es auslassen, sein Elend, seinen Ärger, Sie war das siebente Kind, ein

später Nachkömmling. Die in Metz im Elsass mit Zahlmeistern bei der deutschen Besatzung verheirateten, viel älteren Schwestern nahmen das Kind schon sehr früh zu sich. Das erklärt, warum Hannchen gar keinen Dialekt sprach, später auch nicht berlinerisch. Sie sprach überhaupt ein reines Schriftdeutsch, ganz ungeziert, vermied alle Kraftausdrücke und benutzte nie Modeworte, wie wir es rings um sie taten. Die Schwestern wollten sie dann dort auch gut verheiraten, mit einem Offizier vielleicht, sie war damals sehr schön. Es scheiterte an ihrer Unerbittlichkeit, die wir später oft an ihr bewunderten. Als sie einmal verreist war, wurde ihr berichtet, daß ihr Verlobter mit einem andern Mädchen Arm in Arm gesehen worden war. Am Bahnhof gab sie ihm den Ring zurück. **Aus** ! Danach wollte sie nicht mehr in der Garnisonstadt Metz bleiben. Das ganze Militär mit seinem Anspruch und dem Kasinoton war ihr anscheinend schon lange zuwider. Sie ging nach Berlin zu einer ihrer Schwestern, die ich unter dem Namen "Tante Lieschen" später kennen lernte. Tante Lieschen kam ganz selten in die Mulakstraße, sie war eine gepflegte Beamtenfrau, missbilligte das Leben von Hannchen sichtlich, half aber manchmal, wenn Hannchen sich in ganz verzweifelten Situationen befand. Tante Lieschens Mann war ein Zwölfender, das war kein Hirsch, sondern ein Soldat, der sich brav und treu bei den Preußen zwölf Jahre lang hochgedient und zur Belohnung einen kleinen Beamtenposten mit Pensionsberechtigung bekommen hatte. So hätte nach dem Willen der Schwestern auch Hannchens Leben verlaufen sollen. Die Weichen waren aber anders gestellt. In Berlin arbeitete sie als ungelernete Schneiderin und lernte dabei den jungen Schneider Gustav Gerbeit kennen. Es ist mir berichtet worden, würde Scheherezade sagen, daß er sich besonders für ihre schönen Beine interessierte. Gustav G. war ein lustiger Mensch. Er ging zu Pferderennen und wettete, und Hannchen war in dieser Zeit recht elegant. Sie hatten eine eigene Wohnung, Tante Lieschen hatte wohl etwas Mitgift für Hannchen besorgt, und sie betrieben so etwas, was man heute eine Boutique nennen würde. Das war 1912. Hannchen bekam bis 1914 zwei Mädchen: Lotte und Grete. Noch vor Gretes Geburt mußte Gustav das Vaterland retten, er kam zur Marine und starb, wie es hieß, an Lungenentzündung. Hannchen sprach später über diese Periode ungern, sie empfand das alles als

eine Fehlentwicklung. Mir sagte sie einmal ungewöhnlich schroff, Gustav wäre an einer grässlichen Krankheit eingegangen, an der Ruhr. Mir ist das alles so interessant, weil Hannchen ja auch eine brave Zimmer Vermieterin hätte werden können; ihrer Abkunft und Erziehung nach wäre dies ein gradliniger Weg gewesen. Für mich war es damals schon faszinierend: ich hatte immer mit jungen Menschen zu tun, die sehr revolutionär waren, und ich hatte manche von ihnen in ruhige bürgerliche Bahnen entweichen sehen. Hier lief einmal alles umgekehrt. Man muß bedenken, daß Hannchen sechzehn Jahre älter war als ich, trotzdem gehörte sie voll zu uns, und ich beriet sie und half, als wenn sie eine Kameradin wäre.

Ausgelöst wurde der entscheidende Umbruch in ihrem Leben wohl durch den Tod von Gustav. Sie wurde Kriegsgegnerin und linke Sozialistin, war in einer Parteizelle mit Rosa Luxemburg und demonstrierte mit Karl Liebknecht Unter den Linden und am Potsdamer Platz. Berittene Polizisten, noch mit Pickelhaube, trieben die Demonstranten auseinander, sie schlugen mit den blanken Reitersäbeln, aber mit der Fläche, auf die Menge ein. Einer sprengte hinter Hannchen her: "Lauf, du Bestie," schrie er, und die Narbe der Schlagwunde am Bein war noch immer zu sehen. Hannchen war zwar in der KP, aber Marxistin war sie wohl nie.

Wo liegt nun der Punkt, von dem aus sie sich ganz anders entwickelte als ihre Schwestern, die sicher sehr ehrenwerte Bürger waren, aber in deren Denken eben zunächst die Sicherung ihrer Existenz lag. Wenn meine Hannchen Erzählung möglichst kein Stadium ihrer äußeren Existenz auslöst, so doch deshalb, weil es immer auch die leichtere, bürgerliche Antwort gegeben hätte. Es ist ja nicht nur das Problem Hannchen, das da aufgerollt wird, es war ja mehr oder weniger unser aller Problem.

Nach dem Krieg, als die Hoffnungen auf die Revolution zerstoben, als Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht ermordet waren, als alles wieder wie früher lief, nur noch schlimmer, hat Hannchen wohl auch wie viele andere nach neuen Inhalten gesucht - und fand Goldberg. Da die große Änderung nicht möglich war, scherte sie aus der Gesellschaft aus. Der neue Mensch, auf den es ihr ankam, sie wollte ihn in kleinem Kreise, in einer Kommune finden. Unerbittlich gegen sich selbst, aber auch gegenüber ihren Kindern, verbrannte sie

die Schiffe hinter sich und zog in die Kommune in der Mulakstraße. Sie hat auch seither nie wieder als Schneiderin gearbeitet, obwohl sie sehr begabt dafür war. Sie sagte mir einmal: "Ich will nicht Kleider für reiche Leute arbeiten, es gibt genug, die das tun." Später, als ich sie kennen lernte, arbeitete sie als Reinemachefrau, machte Schulen sauber. Es war eine miserabel bezahlte, schwere Arbeit, aber arbeiten konnte sie unermüdlich und ohne je darüber zu klagen. Von Goldberg hatte sie zwei Söhne, die beide Esperantonamen erhielten: der Ältere, Vertuemo, (der Tüchtige), 1921 geboren und Sajero (der Weise), 1922. Merkwürdigerweise hat tatsächlich ein wenig von ihren Namen auf ihren Charakter übergegriffen. Vertuemo war immer und ist noch heute der Tüchtige, und Sajero ist, wenn vielleicht auch nicht der Weise, so doch der Besinnliche geworden. Das fünfte Kind, ein Mädchen, das nicht von Goldberg war, nannte Hannchen Tarmen - "dennoch"- aber vielleicht besser "malgre tout" .

Goldberg wollte in Haiti siedeln, und so zog die Kommune bald nach der Geburt von Hannchens jüngster Tochter aus Berlin fort. Sie kamen jedoch nur bis zur französischen Riviera, wo die Mitglieder der Kommune auf einem Grundstück nahe einem Hotel arbeiteten. Dort verschärften sich die schon früher aufgetretenen Konflikte zwischen Goldberg und Hannchen. Sie war die einzige, " die ihm Widerstand entgegenzusetzen wagte. Es muß auch alles ziemlich wahnsinnig gewesen sein, aber ich äußere das mit Vorsicht, weil ich ja nur die negativen Seiten zu hören bekam.

Hannchen, die es ertragen konnte, daß er sie schlug - sie konnte sich ja wehren und tat es auch - rebellierte, als Goldberg mit seinen Ideen und einer Lederpeitsche die Kinder quälte? den entscheidenden Anstoß gab seine Absicht, die zwölf- und dreizehn-jährigen "praktisch" aufzuklären.

Einige Jahre nach Hannchens Weggang landete er wirklich in Haiti, dort ist er bei einem Streit von einem Eingeborenen erschlagen worden. Ich habe über ihn und seine Gruppe nur sehr wenig Informationen erhalten, mich "Interessierte er damals auch nur im Zusammenhang mit Hannchen Goldberg wollte sie nicht fortgehen lassen, und so floh sie mit ihren fünf Kindern. Das erste Mal misslang es, sie wurde von Goldberg und seinen Männern eingeholt und gefesselt zurückgebracht. Das zweite Mal ging sie bei Nacht und

Nebel, ohne irgendetwas mitzunehmen? Sie hatte eine Fahrkarte nach Paris, und von dort schickte sie das Deutsche Konsulat nach Berlin zurück.

Die Wohnung in der Mulakstraße war ihr erhalten geblieben, und sie begann unverzüglich, ein neues Leben aufzubauen. Es war ein halbes Jahr später, als ich sie kennen lernte.

Nun soll nicht etwa der Eindruck entstehen, als ob Hannchen ein abgehärtetes, verhärtetes, mit Kernseife gewaschenes Wesen wäre, wie wir es allenthalben von standhaften, alt gewordenen Jugendbewegungsfrauen und Sektiererinnen gewöhnt waren. Man sah es ihr an, daß sie immer schwer arbeitete, aber sie hatte den Charme eines jungen Mädchens behalten, besser ist, wenn ich das veraltete Wort Liebreiz benutze. Sie war eine zärtliche, aufmerksame Mutter, wenn es sich irgend machen ließ, und für jedermann hilfreich, und das "für jedermann" ist nicht so hingesagt, sie half wirklich jedem Einzelnen viel mehr, als wir je imstande waren, ihr zu helfen.

Einmal zeigt sie uns glücklich heile Schuhe, die ihr jemand vererbt hatte. Zwei Tage später trug sie wieder die alten verschlissenen, weil, wie sie schließlich gestand, ein Mädchen, auf Arbeitssuche, sie dringender brauchte. So ging es mit fast allem, was man ihr schenkte.

Was jetzt noch fehlt, ist eine Personalbeschreibung, vielleicht für einen Steckbrief, denn es handelt sich ja wohl um ein radikales Element, wenn nicht gar um eine Anarchistin. Beruhigen kann ich den Leser insofern, als diese Person heute 86 Jahre alt wäre und, wie bereits erwähnt, seit langem tot ist, ebenso erschlagen wie ihr Freund Goldberg viele Jahre zuvor, denn es ist nicht nur gefährlich, extrem gewalttätig zu sein, sondern auch extrem friedfertig. Doch davon später. So spreche ich davon, wie sie 1927 war und berücksichtige nicht die Veränderungen, die ihre Kinder später an ihr wahrnahmen. Obgleich sie schnell arbeitete, war sie nie in Eile, bewegte sich eher rhythmisch? Sie war nicht sehr groß, zart, aber fast wie Stahl? Das blonde Haar trug sie mit einem Scheitel in der Mitte, im Nacken zu einem Knoten verbunden. War es einmal offen, wirkte sie sehr gelöst, beinahe verführerisch. Wenn ich an sie denke, sehe ich noch heute ein aufblühendes gutes Lächeln um den Mund und den starken bezwingenden Blick der himmelblauen Augen vor mir. Daß sie sich ihrer bewusst war und sie auch einsetzen konnte, beweist eine Szene, die viel später stattfand. Als sie im

Dritten Reich wieder einmal im Verdacht stand, Flüchtlinge versteckt zu haben, wurde sie zur Gestapo zitiert, und man versuchte, sie zu verhören. Plötzlich fragte sie den Beamten: "Lesen Sie eigentlich auch manchmal die Bibel?" Sie sah ihn an, und er errötete: "Ja, schon ..." "Dann haben Sie sicher auch gelesen ...", und sie zitierte (ich weiß nicht mehr, welche Stelle). Woraus hervorgeht, daß sie auch die Bibel kannte und wohl zu gebrauchen wußte. Der Mann war verwirrt, ließ sie gehen, im Protokoll notierend, sie sei wohl verrückt, - etwas, das heute nicht mehr passieren könnte, wenn jemand die Bibel zur Rechtfertigung für sein illegales Tun zitierte. Sie hatte eine so überzeugende gutartige Naivität, daß ihr kaum jemand widerstehen konnte.

Eines Tages - nach 1933 - vermochte sie eine Familie Cohn nicht am gewohnten Ort aufzufinden, fragte einen Mann Der zog die Mundwinkel herunter und antwortete hämisch: "Cohn? Cohn?? Nein, so etwas wohnt in unserem Hause nicht." Hannchen sah ihn an und sagte: "Haben Sie ein so kleines Herz? Meines ist groß genug, daß alle Cohns und auch Sie Platz darin finden."

Mit jedem begann sie eine politische Diskussion, ob es der Brief-träger oder der Stromableser war. Sie hätte es nie über sich gebracht, die Hand zum Hitlergruß zu heben, auch nicht bei öffentlichen Anlässen oder vor dem Staatsanwalt. An einem "Heil Hitler- Gruß wäre sie wahrscheinlich erstickt. 1934 verbot sie ihren Kindern, bei der Sammlung für das Winterhilfswerk in der Schule zu sagen, daß sie kein Geld hätten? vielmehr mußten sie erklären: "Meine Mutter will dafür nichts geben." Daraufhin wurde ihr die geringe Hinterbliebenenrente aus dem Ersten Weltkrieg entzogen.

Wo so viel Licht ist, müssen ja auch Schatten sein. Also muß ich wohl auch ihre schlechten Seiten aufzählen. Erstens war sie, und das geht aus allem hervor, was ich erzählt habe, naiv, und das ist in den Augen der heutigen Menschen ein großer Fehler, vor allem dann, wenn sich ein naiver Mensch nicht mit schönen Bildnerchen begnügt, oder Bücher schreibt, was man ihm lächelnd zugesteht, sondern sich in die Politik einmischt. Da haben nur Fachleute etwas zu sagen, Leute, die durch Schule und Laufbahn wenigstens zu einem gewissen Konformismus erzogen sind. Naive Leute, die von ihrer Natur aus das tun, was ihnen recht scheint, sind immer gefährlich.

Das ist ganz etwas anderes wie das so genannte "gesunde Volksempfinden", es ist sozusagen das Gegenteil.

Hannchens Tochter entsinnt sich einer anderen Begebenheit: Als mein Bruder Vertuemo die Gesellenprüfung abgelegt hatte, veranstaltete die Schmiede-Innung ein Fest, zu dem die Eltern, also auch meine Mutter geladen waren. Nach den Ansprachen wurde das Deutschland-Lied gespielt, und selbstverständlich erhoben sich die Anwesenden von ihren Sitzen. Alle, nur nicht Hannchen. Wir andern standen da mit wahnsinnigem Herzklopfen und hatten furchtbare Angst. Die Leute guckten auf Hannchen, und der Meister von Vertuemo konnte die Situation nachher nur dadurch retten, daß er erklärte, die Frau leide an einer Herzschwäche und könne nicht stehen.

Als Vorgeschichte gehört hierher, daß Vertuemo 1935 zu dem Schmied, der unten im Ochsenkopf seine Werkstatt hatte, in die Lehre kam. Der Meister Bode war SS-Mann und in der ganzen Gegend gefürchtet. Da Hannchen den Namen des Vaters der beiden Jungen niemals angegeben hatte, war offiziell nicht bekannt, daß er Jude war. Nun bemühte sich Hannchen, dies nachzuholen, "da die Kinder sich ihres Vaters nicht zu schämen brauchten." Hier griff jedoch der Meister Bode ein. Er ging knurrend auf die Straße und teilte jedem deutlich mit: "Wenn einer etwa behaupten wolle, der Willi (so nannte er Vertuemo) sei kein Voll-Arier, so möge er sich bei mir melden!" So blieben die beiden Jungen Arier und durften auch für Hitler in den Krieg ziehen.

.....Aber zurück zu Rubin mit seinen Ekzemen, die auch Dr. Bußmann nicht zum Verschwinden bringen konnte, obwohl er ganz richtig einen Leberschaden als Ursache dafür diagnostizierte. Keine Kur schlug an. Monate-lang wurde er mit einer gelben Salbe eingerieben, und das hieß für Hannchen, salbenverschmierte Wäsche und Bettlaken waschen. Sie nahm das ungeachtet ihrer vielen Arbeit auf sich, ohne ein Wort darüber zu verlieren.

Sie ließ sich auch nicht helfen, traute mir vielleicht nicht zu, daß ich es gut genug machen würde, sondern hielt mich - wohl mit Recht - für zu ungeduldig. Mehr als ihre vielen andern guten Taten ist mir dies im Gedächtnis geblieben; die Selbstverständlichkeit und Ausdauer, mit der sie diesen Dienst versah, wurde ein Maßstab für mich; erst wenn einer

das tat und nicht nur Leute mit guten Worten abspeiste wie ich, konnte man von einem hilfreichen Menschen sprechen. Mir fällt auf, wie sehr ich die nicht endende Arbeit preise, eigentlich ganz gegen meinen Willen, wo ich doch eigentlich das Beschauliche hervorheben wollte. Aber ich habe die Erfahrung gemacht, daß eines das andere keineswegs ausschließt, man muß nur darauf vorbereitet sein und sich selber mobilisieren können. Den Begriff, den ich seither mit größtem Misstrauen ansehe, ist »Zeitvertreib«. Nicht, weil das Leben kurz ist, - es ist für uns, wenn es nicht gewaltsam unterbrochen wird, reichlich bemessen -, sondern weil das Miteinanderleben immer zu höchsten Leistungen herausfordert.

Es kam der Zeitpunkt, wo Rubin doch in ein Krankenhaus mußte; er wurde ins jüdische Krankenhaus in der Exerzierstraße gebracht, nicht weit vom Gesundbrunnen, und der Weg von der Mulakstraße dorthin war lang. Das Krankenhausessen - von Diät war keine Rede - konnte Rubin nicht zuträglich sein; Hannchen war entsetzt und brachte oder schickte ihm mit einem der Kinder täglich frisches Gemüse, Salat oder Obst. Ich glaube, ich würde es heute noch als ein großes Opfer ansehen, obwohl ich nicht zu Fuß gehen mußte, sondern ein Auto zur Verfügung hätte. Hannchen jedoch forderte auch von den Kindern etwas von dem, was sie sich selbst abverlangte.

Tarnen war damals noch klein, ein kleines, blondes Tier, das man lieb haben mußte, und sie hatte es sicher nicht leicht, sich zwischen den Älteren zu behaupten. Heute, so viele Jahre später, ist sie Lehrerin und spielt in dem kleinen Dorf, wo sie in der Nähe Bremens lebt, die Orgel. Sie hat von allen Kindern die größte Ähnlichkeit mit Hannchen, wenn sie auch deutlich von einer neuen Zeit geformt ist. Sie setzt sich ebenso intensiv mit der Bibel auseinander, wie Hannchen es tat, wenn auch in einer viel intellektuelleren Weise als damals die Mutter. Da sie in der Schule auch Religionsunterricht gibt, kam sie auf die Idee, einige Themen der Bibel als moderne Parabeln für den Rundfunk zu bearbeiten. Eines Tages gerieten wir in eine Diskussion über das Thema »Abraham opfert Isaak«. Wir sind selten einer Meinung, aber diesmal ging mir auf, wie sehr dies ein zentrales Thema

unserer Zeit ist. Nicht nur in der Zeit des Dritten Reiches wurde der Konformismus mit den Verpflichtungen der Familie und den Kindern gegenüber begründet. Mir scheint dies ein Problem zu sein, das ebenso dringend nach Klärung verlangt wie die Emanzipation der Frau. Es ist die Frage nach der Ehe und ihren Folgen in unserer Zeit, in der das theoretische Gemeinschaftsbewusstsein längst über die Familie hinausgewachsen ist, während die Praxis noch an einem Punkt der Entwicklung verharret, als die Familie den noch nicht in der modernen, umgreifenden Form bestehenden Staat ersetzte und allenthalben seine Grundregeln schuf. Es ist ja wohl einer der barbarischsten Berichte der Bibel, besonders wenn man bedenkt, daß der Sohn in jener Zeit das physische Weiterleben des Stammes ermöglichte: Die Opferung hätte die Familie Abrahams eliminiert. Die Forderung nach dem Opfer des Erben schiebt die Familie in das zweite Glied zurück und bestätigt den Primat der Idee. Heute würde man von einer Kulturrevolution sprechen, und in der Tat lag in

China ihre wichtigste Aufgabe im Aufbrechen der Familientradition - nicht ihrer Vernichtung -, so wie auch ' Gott in der Bibel die Bereitschaft zum Opfer genügte, die Bereitschaft, nicht nur sich selbst, sondern auch seine Kinder der Idee zu opfern. Für diese Bereitschaft, für den Gedanken, daß man nicht nur sich selbst, sondern auch sein Fortleben für die Idee opfern muß, dafür, daß diese unerhörte Forderung an einen Menschen gestellt werden kann, bekam Abraham den Segen und die Versicherung fortzuleben über Geschlechter hin.

Glauben wir der Bibel, nehmen wir sie mindestens so wörtlich wie die Sagen und Berichte anderer Völker, so hebt dieser außerordentliche Akt der Demonstration und der Klarstellung die Kinder Israel aus den Nachbarvölkern heraus, indem Menschenopfer ihnen seither verboten waren. Und es ist ein barbarischer Akt, der eine humanitäre Idee manifestiert! Wurde in den zwanziger und dreißiger Jahren immer wieder gefordert,

Margots Schwester, die 1934 zum Studium nach England gegangen war, kam öfters nach Deutschland, in den ersten Jahren legal, später illegal. In ihrem bei Gollancz erschienenen Buch »Where freedom perished« schildert sie einen Besuch bei Hannchen kurz vor Kriegsausbruch und

stellt fest, daß es den drei jüngeren Kindern bei aller eindeutigen Gegnerschaft gegen die Nazis in der Praxis des täglichen Lebens doch oft schwer fiel, den rigorosen Erwartungen der Mutter zu entsprechen und auf alle auch nur kleinen Annehmlichkeiten zu verzichten. Von der Jüngsten berichtet sie:

»Die Brüder ärgern mich, und Mutter wird immer böse, wenn ich ins Kino oder zum Tanzen gehen will; sie kann auch nicht verstehen, daß ich nicht so unmöglich angezogen sein will, wenn alle anderen Mädchen in der Schule schönere Kleider haben«, berichtet Hilda Monte. Als ich die Kinder 1950 wiederfand, konnten sie nicht verstehen, daß Hannchen den ganzen Krieg über illegal gearbeitet, sie aber nicht einbezogen hatte. Ich konnte nur mutmaßen, was sie dazu bewogen hatte. Einerseits wollte sie ihre Kinder nicht gefährden, andererseits war sie vielleicht auch ihrer Standfestigkeit nicht ganz sicher. Tarmen erinnert sich: »Die Jungen gehörten noch Jahre einer verbotenen Jugendgruppe an. Ich war wütend, daß Mädchen nicht zugelassen waren. Ich hatte nichts. Die netten Mädchen waren im BDM. Draußen blieben die kleinen Flittchen, denen schloß ich mich an, »ging mit ihnen flirten. Da die männliche Jugend in Uniformen war, flirtete man mit Soldaten. Aber ein SS-Mann oder ein SA-Mann? Niemals! Das klingt jetzt ziemlich nach Rechtfertigung, ist es auch, denn der geheime Vorwurf, kein Held gewesen zu sein, bleibt bestehen. Die Sophie Scholl war ja nicht viel älter als ich. Aber der »Sog des NS«-vielleicht weil wir alle Soldatenlieder sangen? Es waren die Schlager jener Zeit, und wir sangen überhaupt gerne. Identifiziert haben wir uns aber nicht mit dem Kram, das weiß ich genau. Es gab auch viel Streit bei uns, tagtäglich, um das Essen, um die Kleidung usw., niemals um Politik. In dem Punkt waren wir uns damals alle einig.«

Tampens Bemerkung über den »Sog des NS« bezieht sich auf meine Behauptung, es bedürfe nicht unbedingt der Diktaturen, um Kinder oppositioneller Eltern durch die Außenwelt langsam und ohne daß sie es merken; den Sog der Gesellschaft zu ziehen.)

1933 zog Hannchen, die so bewegliche, aus der Mulakstraße nach Mahlsdorf. Dort wohnte sie in einer Laubenkolonie. Manche der Hütten waren etwas größer und fester, man konnte sie auch Häuser nennen; sie ist dort noch häufig umgezogen, blieb aber bis an ihr Lebensende in der Gegend. Stets nahm sie Verfolgte bei sich auf. In dem Gewirr der Häuschen fand sich selbst die Gestapo schwer zurecht. Damals, 1934, wohnte Rubin wieder bei ihr, im Stadtzentrum gab es kaum mehr einen sicheren Ort. Durch einen Verrat wurde sein Versteck bekannt; wenn viele verhaftet waren, gab es wohl immer einen, der die verschiedenen Torturen nicht aushaken konnte und Namen nannte. An einem Sonabend im Winter, bei Schnee und Frost, umstellte eine Gruppe Hilfspolizisten, das heißt SA-Leute, ihre Hütte und polterte hinein, als Hannchen gerade eine große Bütte heißen Wassers gemacht hatte, um die Kinder zu baden. Rubin war nicht im Hause, aber es war abzusehen, daß er bald kommen würde. Hannchen war unerschütterlich. Sie veranstaltete ein großes Badetheater, so daß die Eindringlinge die Übersicht verloren und die Kinder nicht mehr mitzuzählen vermochten. In einem unbewachten Augenblick ließ sie Vertuemo aus dem Fenster gleiten, der sofort begriffen hatte, was zu tun war. Als geübter Indianer schlüpfte er barfuss durch den, Schnee unbemerkt an den Wachen vorbei, lief einen Kilometer die Landstraße entlang, kletterte auf einem Baum und wartete, bis Rubin kam. Er warnte ihn und lief auf demselben Weg ins Haus zurück. Hannchen hatte unterdes die SA-Leute humanisiert. Sie begannen von ihren diversen Leiden zu sprechen, wie man das bei einer Mutter so macht, und gab homöopathische Ratschläge und empfahl das Kneipp-System. Schließlich zogen sie ab. Welche Mutter hätte, ohne sich zu bedenken, ihr Kind nach dem Baden barfuss in den Winter hinaus geschickt?

Es sage niemand, daß gewaltloser Widerstand nicht möglich gewesen sei.

Zurück zu Hannchens "Fehlern". Sie kannte den Begriff "Zeit" nicht. Ich will es an einem Beispiel erläutern: Als wir eine radikale Gruppe der deutsch-jüdischen Jugendbewegung ihre Wohnung als Heim gemietet hatten, weil sie mit den Kindern aufs Land ziehen wollte, erbot ich mich, ihr beim Abtransport zu helfen. Da der Zug zum Dars über Stettin fuhr, hatten wir es nicht sehr weit, es gab damals noch den

Stettiner Bahnhof mitten in der Stadt. Ein Weg von fünfzehn Minuten: Alte Schönhauser Straße, Rosenthaler Platz, Invalidenstraße, zu jener Zeit eine " -brodelnd belebte Gegend, und man war da. Der einzige passende Zug ging morgens um 6 Uhr. Wenn arme Leute reisen, haben sie stets sehr viel Gepäck, und ich hatte einen Handwagen besorgt, mit dem ich wohlgemäß um 5.30 vor der Türe stand. Hannchen empfing mich mit sehr erstaunten Augen. Ihre Wäsche, die sie mitnehmen wollte, hing noch auf der Leine. Also verschoben wir die Reise gleich auf den nächsten Tag. Am zweiten Tag mußten noch ein paar Kleider gebügelt werden, und bis alles zusammengepackt war und wir am Bahnhof eintrafen, fuhr der Zug uns vor der Nase fort. Am dritten Tag blieb ich gleich über Nacht dort, und so schafften wir es schließlich, eine Viertelstunde vor Abfahrt des Zuges am Bahnhof zu sein.

Jeder, auch der reinste Tor, stilisiert sein Leben und gerade gegenüber seinen Kindern sagt er einiges anders, als er in Stunden des Vertrauens sich Freunden gegenüber äußert. So gibt es auch in einem Leben, das so offen vor mir liegt, wie das Hannchens, unklare Stellen. Ich habe schon erwähnt, daß Gustav G. nach Aussagen seiner Kinder an Lungenentzündung gestorben ist, ich wußte, es war die Ruhr gewesen, aber die Legende will es, daß jeder Vaterlandsverteidiger an Kopf- oder Herzschuss gestorben ist, nicht an einem Schuss, der ihm die Gedärme zerriss. Dann weiß ich von Hannchen, daß sie vor der Geburt der jüngsten Tochter an Krebs operiert worden war, was die Kinder nicht wissen. Damit hängt aber auch einiges andere zusammen, Hannchens Einstellung zur Sexualität. Mich verblüffte sie einmal damit, daß sie immer nur mit einem Mann geschlafen haben wollte, um ein Kind von ihm zu haben. Dazu gehört auch die Äußerung Goldbergs: "Ich kenne eine Mutter von fünf Kindern, die keuscher ist als ein unberührtes Mädchen." Das ist natürlich vieldeutig, und Keuschheit ist heute, so scheint mir, keine gefragte Tugend Demgegenüber, es aber gewissermaßen bestätigend, steht, was sie ihrer jüngsten Tochter sagte, es war viel später, als diese etwas vom Leben wissen wollte: "Sexualität ist nur wie Essen und Trinken, die Männer brauchen das eben." Nun, Muckerisch war Hannchen keineswegs, sie nahm lebhaften Anteil an meiner und den Liebesgeschichten meiner Freunde. Es gibt also einige

Widersprüche, und ich bin froh darüber, denn ich will ja keine Heiligenlegende erzählen. Dennoch ist Hannchen als Gestalt in verschiedenen Formen in der Kunst zu finden. Wir identifizierten sie immer schon mit der Ballade von der Hanna Cash und als wir sie in die Emigration nicht mitnehmen konnten, zitierten wir unseren Kindern die Verse von Brecht, um sie anschaulich zu machen, auch für uns, weil das Leben manchmal uns unerträglich schwer war.

Kein Kleid war so arm, wie das ihre war
und es gab keinen Sonntag für sie
Keinen Ausflug zu dritt in die Kirschtortenbar
Und keinen Weizenfladen im Haar und keine Mundharmonie.
Und war jeder Tag, wie alle sind
Und gab's kein Sonnenlicht:
Es hatte die Hanna Cash mein Kind
die Sonne stets im Gesicht.

Später, in "Happy End", das uns so entzückte (und von der Kerr'schen Kritik kaputtgemacht worden war), und noch später, als ein gereifter Brecht daraus die "Johanna der Schlachthöfe" gearbeitet hatte, war auch darin das Abbild Hannchens. Ich sagte schon, daß auch Heinrich Böll in "Gruppenbild mit Dame" seine Hauptfigur so dargestellt hat, als hätte er Hannchen gekannt. Wer aber ein Bildnis von Hannchen sehen will, der muß bei Paula Modersohn-Becker nachschauen: Da gibt es verschiedene Frauenbilder, die Hannchen zum Verwechseln ähnlich sind.

Aus Max Fürst, Gefilte Fisch
© und redigiert von Birute Stern, Stuttgart/Jerusalem 2004

Max Fürst war Schreiner und Schriftsteller,
wurde in Königsberg geboren (Eine Jugend in Königsberg),
kam mit Hans Litten und Erich Mühsam ins KZ,
wanderte nach Palästina aus und kehrte Mitte der Fünfziger
Jahre nach Deutschland zurück. Er ließ sich in Stuttgart
nieder. Seine Tochter Birute Stern (sie lebt in Jerusalem und
Stuttgart) stellte uns den Text zur Verfügung und ist gern
bereit, vor Schulklassen zu lesen und zu erzählen.

Fragen,
die mit den Schülerinnen und
Schülern diskutiert werden können

Vom Wissen

Wie ist Adolf Hitler, wie sind „die Nazis“
an die Macht gekommen?

Wer waren das, „die Nazis“?
Hat „den Nazis“ jemand geholfen?
Wenn ja, warum?
Wenn nein, warum nicht?
Was wollen Nazis?
Gibt es heute auch „Nazis“?

Was haben die Leute damals gewusst
Verbote, Verhaftungen, Verfolgung,
Flucht, Folter, Tod?

Hat man etwas über KZ gewusst?
Wo und wie haben sich die Menschen
damals informiert?

Unter besonderen Bezug auf den Text

War es gefährlich, KZ-Häftlingen etwas zu essen zu geben?

Wer kam ins KZ und warum?

Konnte man Juden verstecken, damit sie nicht ins KZ kamen?

Warum haben Radio und Zeitungen nicht protestiert?

Was haben die Kirchen gemacht, die Parteien, die Leute?

Wie kommen wir heute an Wissen?

-Informationsmöglichkeiten aufzählen (lassen)

Welche Möglichkeiten haben Menschen

in unserem Lande heute, sich zur Wehr zu

setzen, wenn ihnen (oder anderen) Unrecht geschieht (vermeintlich und tatsächlich)

Gibt es in unserem Lande Menschen, die

sich nicht wehren können - und wenn ja, warum nicht?

Was kann die/die Einzelne/r tun, wenn

ihr/ihm Unrecht geschieht?

Was können wir tun, wenn wir Zeugen werden, dass z.B. jemand geschlagen oder beleidigt wird?

Was können wir tun, wenn wir eine

Sache schlecht oder schlimm oder ungerecht finden?

(in der Schule, der Nachbarschaft, im Viertel, in der Stadt, im eigenen Land, in anderen Ländern)

Alle Themen und Fragen sind wie die Texte auch subjektiv. Die Fragen erheben keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Bitte ergänzen.

Der 9. November

Ein deutscher Nationalfeiertag?

Ein Gedenktag?

Immer wieder wird diskutiert, ob der 9. November als deutscher Nationalfeiertag taugt. Der 9. November ist durch seine historische Mehrfachbesetzung als Gedenktag nicht ganz unproblematisch. Mit diesem Datum verbindet sich - in chronologischer Reihenfolge - die Erinnerung an

Georg Elzers nahezu vergessenes Attentat auf Hitler (1939)
die Maueröffnung in Berlin (1989).
die Novemberpogrome ("Reichskristallnacht", 1938),
die Ausrufung der Republik (1918),
den Hitler-Putsch ("Marsch auf die Feldherrnhalle", 1923) und manches mehr: Es lohnt sich eine Recherche der Zuhörenden und Mitlesenden.

Wenig bekannt ist, dass die Nationalsozialisten Anfang der dreißiger Jahre erwogen hatten, den von ihnen 1934 in "Heldengedenktag" unbenannten und per Gesetz zum Staatsfeiertag erhobenen (Träger waren die Wehrmacht und die NSDAP, die Richtlinien über Inhalt und Ausführung unterlagen

dem Reichspropagandaminister) war "Marsches auf die Feldherrnhalle" "Gefallenen" mit dem Gedenken an die "Gefallenen" des Ersten Weltkriegs in eine Reihe stellen und mit diesem "Heldengedenken" den Tag erinnerungspolitisch neu besetzen - also die Erinnerung an die Ausrufung der von ihnen ungeliebten und bekämpften Republik konterkarieren. Beinahe wäre also der 9. November unter diesen Vorzeichen von den Nazis zum nationalen Gedenktag erhoben worden.

Insbesondere zum 10. Jahrestag der Maueröffnung hat, was die öffentliche Wahrnehmung und Medienpräsenz betrifft, die Erinnerung an die Ereignisse am 9. November 1989 den Tag in besonderer Weise geprägt. Ob dadurch die Erinnerung an den Novemberpogrom auch langfristig eher verdrängt werden, lässt sich heute noch kaum ausmachen. Aufgrund der Koinzidenz dieser beiden Erinnerungsanlässe, die zu einer Konkurrenz ihrer spezifischen Inhalte führen könnte, erscheint es als besonders wichtig, dass der 27. Januar als eigener Gedenktag für die Opfer des Nationalsozialismus etabliert wurde.

Die Entwicklungen, die das Gedenken an die Ereignisse des 9. und 10. November 1938 in Deutschland charakterisieren, sind überaus komplex und - etwa in Hinblick auf die unterschiedlichen Systeme in der Altbundesrepublik und in der ehemaligen DDR und den damit verbundenen unterschiedlichen Lesarten der Geschichte des Nationalsozialismus - durchaus widersprüchlich.

Als charakteristisch für den bundesrepublikanischen Umgang mit diesem Datum dürfte sein, dass sich neben offiziellen Gedenkveranstaltungen der jüdischen Gemeinden, des Bundestags, der Länderparlamente und Landesregierungen, ein

zunehmend breiter Kreis von Veranstaltern entwickelt hat, zu dem die christlichen Kirchen ebenso gehören wie andere gesellschaftliche oder politische Verbände und Organisationen. Lokale historische Untersuchungen, die z.T. von den jeweiligen kommunalen Verwaltungen, Parlamenten und Einrichtungen der Bildungsarbeit mitinitiiert, finanziert und unterstützt wurden, haben zu einer Vielzahl von Ausstellungen und Publikationen geführt, die das Verfolgungsgeschehen und die jüdische Geschichte vor Ort - oft in der Konzentration auf die Zeit der nationalsozialistischen Verfolgung - zum Gegenstand haben.

Seit etwa Mitte der neunziger Jahre hat sich in vielen Städten die - oft Stunden oder sogar Tage (etwa in Berlin und Hamburg) andauernde - öffentliche Verlesung der Namen deportierter und ermordeter Juden als Gedenkform etabliert, in der zugleich die Individualität der Opfer und das zahlenmäßige Ausmaß des Mordgeschehens herausgehoben werden, um die unfassbare Dimension des Geschehens zu dokumentieren. Daran sind häufig auch Schülergruppen beteiligt. Diese an der in Israel entwickelten Tradition anknüpfende Gedenkform für den dortigen Jom haSchoah wurde nunmehr vielfach auf den 27. Januar verlegt.

*

Die Aktion 10. Mai:

www.aktion10.mai.de

© Die AnStifter - Ein Bürgerprojekt

www.die-anstifter.de

Für den Unterricht Verbreitung / kopieren /
Nachdruck erwünscht

Zusammenstellung: V.i.S.d.P.
Peter Grohmann

Wenn Sie uns unterstützen können:
Die AnStifter sind gemeinnützig.
Konto 2292342, BLZ 600 501 01
Kennwort bitte: *LeseZeichen*